

Historisch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **18 (1892)**

Heft 21

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-430518>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der „arme“ (!) Ravachol.

Das Scheusal — pardon! ich wollte sagen: der „arme“ Ravachol hat zu folgendem Zwiegespräch Veranlassung gegeben:

Der Richter: „Lieber Herr Doktor, ich habe Sie kommen lassen, um diesen Geisteskranken zu unterrichten. Sein Fall ist sehr verwickelt; er hat eine Anzahl Raub- und andere Morde — auf ein paar mehr oder weniger kommt es ja nicht an — begangen, hat ein paar Häuser in die Luft geprenzt und noch einige andere Handwerkergeschäfte verübt. Was mich aber bei dieser verwickelten Geschichte am meisten verwirrt, ist der höchst sonderbare Umstand, daß der Kerl ein vollständiges Geständnis abgelegt hat. Das ist doch etwas Unnatürliches!“

Der Doktor Lombroso: „Die reine Unnatur, ganz Ihrer Meinung. (Zum Verbrecher.) Gefälligst die Zunge heraus, mein Freund! Hoho! Das ist eine Zunge, die beweist, daß wir es mit einem äußerst interessanten pathologischen Fall zu thun haben. Lassen Sie uns vor allem die Symptome auf's genaueste untersuchen. — Also, mein Freund, Sie gestehen, daß Sie einige Morde begangen, einige Häuser in die Luft —“

Ravachol: „Ja doch! ja doch! Aber lassen Sie mich jetzt ruhig!“
Der Doktor (zum Richter): „Haben Sie gehört? Ist das die Antwort eines Geisteskranken? „Lassen Sie mich jetzt ruhig!“ . . . (mit sanfter Stimme). Nur Ruhe, mein Freund, Ruhe und Gelassenheit und ein bißchen guter Wille, dann werden wir Sie zu heilen suchen. Nachdem Sie also, pro primo, die verschiedenen Menschen gemordet — wie viele waren es schon? —“

Der Verbrecher: „Das kann Euch ziemlich egal sein.“
Der Doktor (zum Richter): „Zunmer besser! hochgradige Gehirnaffektion! — (Zum Verbrecher) Was thaten Sie aber, pro secundo, hernach?“

Der Verbrecher: „Muß ich's Euch zum zwanzigsten Mal sagen? Ich habe sie ausgeraubt.“

Der Richter (zum Doktor): „Sagt' ich's Ihnen nicht?! Ein Geständnis in optima forma . . . Unbegreiflich!“

Der Doktor (zum Verbrecher): „Ihren Puls, wenn ich bitten darf! (Er fühlt ihm den Puls) Litten Sie nie an Migräne?“

Der Verbrecher: „Doch, jedesmal, wenn ich zu viel getrunken hatte.“

Der Doktor: „Dacht' ich mir's doch! Natürlich auch Magenkrämpfe? — Natürlich! Und nun den Schädel, wenn's beliebt. Fürchten Sie nichts! Ich werde Ihnen nicht weh thun! . . . (Er betastet die leicht behaarte Kopfhaut) Seh'n Sie, oder vielmehr fühlen Sie, Herr Untersuchungsrichter, diese Stelle hier: Ich bin überzeugt, ja, ich wette die größte Summe, daß hier eine komplette Verwachsung von Schädel und Gehirnmasse stattfindet, und daß folgerichtig dieser Patron, der durch falsche, lächerliche Geständnisse die Gerechtigkeit und die Wissenschaft sucht irre zu führen, völlig unzurechnungsfähig für alle seine Thaten ist, so unzurechnungsfähig, wie ich es noch bei keinem Individuum gesehen habe. (Streng) Man betrügt den Arzt nicht, mein Herr! (Zum Richter) Uebrigens hab' ich mein Sezirmesser mitgebracht, und wenn Sie's erlauben, hoffe ich Ihnen meine Behauptung mittelst eines einfachen Voctes, das ich in den Schädelknochen praktiziere, zur Evidenz zu bringen . . . (Er zieht sein Sezirmesser heraus).

Der Verbrecher (zurückweichend): „Hoho! Nichts da! Warum so viel Umstände machen? Ich bin schuldig, erzichulbig. Ich gestehe Alles, was Sie wollen. Sind Sie zufrieden?“

Der Doktor (ihm schief ansiehend): „Und Sie wagen, vor mir zu behaupten, daß Sie im Augenblick, wo Sie Ihre Opfer ermordeten, wußten, was Sie thaten?“

Der Verbrecher: „Vollkommen.“

Der Doktor: „Machen Sie das Andern weiß, mein Vester, Kindern, wenn Sie wollen, aber nicht mir! . . . Nein, nein, mein Kamerad. Sie sind nicht recht im Oberstübchen! (Zum Richter) Ich habe noch selten einen Fall von so ausgeprägter Verrücktheit gesehen!“

Der Verbrecher: „Was? Ich soll ein Narr sein? Ich?“

Der Doktor: „Ja wohl, reiß zur Zwangsjacke. (Zum Richter) Wir wollen uns nun nach den Symptomen der Vererbung umsehen, Herr Untersuchungsrichter. Sie sind äußerst wichtig. Es gibt sozulagen kein Beispiel, daß ein Narr nicht andere Narren in seiner Familie hätte. Ihr Beamten richtet an die Angeklagten die Frage: „Was thatet Ihr in der Nacht vom — u. i. w.“ Wir Gelehrten suchen unsere Beweise in der „Nacht der Zeiten“. (Zum Verbrecher) Ich will Ihnen eine Frage vorlegen; geben Sie Acht, was Sie antworten werden.“

Der Verbrecher: „Nur zu gefragt!“

Der Doktor: „Was thaten Ihre Vorfahren gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts? Erschrecken Sie nicht! und vor allem versuchen Sie nicht, mir ein X für ein U zu machen.“

Der Verbrecher: „Gegen die Mitte?“

Der Doktor: „Sie waren verrückt; nicht wahr?“

Der Verbrecher: „Na, na, das möchte ich denn doch nicht behaupten!“

Der Doktor: „Wollen Sie mit der Gerechtigkeit Ihren Spott

treiben? Wollen Sie mich glauben machen, daß der Urätervater Ihres Vaters nicht verrückt gemein sei?“

Der Verbrecher: „Na, na!“

Der Doktor: „Der der Großvater Ihres Vaters?“

Der Verbrecher: „Ach was!“

Der Doktor: „Der Ihr eigener Großvater, wenn nicht sogar Ihr Vater? Seh'n Sie, ich verlange ja nicht viel von Ihnen: „Sagen Sie mir wenigstens, daß Ihr Onkel verrückt war. Ihr Onkel, weiter nichts, oder dann nur Ihr Großonkel, oder Ihre Tante. Bestimmen Sie sich doch ein wenig. Gewiß, Ihre gute Tante war verrückt.“

Der Verbrecher: „Ich kann es Ihnen nicht sagen; ich bin ein Findelkind und habe weder Eltern noch Verwandte gekannt.“

Der Doktor (triumphierend): „Vortrefflich! Jetzt wird Alles klar! . . . Ein Findelkind! Ein solches Resultat durfte ich nicht hoffen! Armer Burche! Ihr Vater war verrückt, und wahrscheinlich auch der Vater Ihres Vaters. (Zum Richter) Es würde mich nicht erstaunen, wenn sich in dieser Familie schon zur Zeit der Kreuzzüge Narren gefunden hätten. Nur würde ihre Narrheit dann nicht gerade auf das Dynamit verfallen sein, sondern sich mit dem einfachen Mord begnügt haben. — Kommen Sie, kommen Sie, Sie gehen jetzt mit mir; wir werden Sie heilen.“

Der Verbrecher: „Im Gefängnis?“

Der Doktor: „Nicht doch! Nein! — bei mir, in einem Zimmer, das gegen einen großen Garten schaut. Sie werden sehr gut gepflegt werden . . .“

Der Verbrecher: „Also mein Kopf kommt nicht unter die Guillotine?“

Der Doktor (sanft zurechtweisend): „Wollen Sie sich gefälligst dergleichen Ideen aus dem Kopfe schlagen. Ich versichere Sie, daß Sie sich dort so wohl fühlen werden, wie in Ihrem eigenen Heim . . .“

Der Verbrecher: „Ich bekomme dort auch meine Nahrung?“

Der Doktor: „Zwei Mahlzeiten täglich: Morgens weich gekochene Eier und eine Cotelette, Abends eine Fleischplatte mit Gemüse, dazu ein Glas Wasser mit ein wenig Wein . . .“

Der Verbrecher: „Jetzt glaube ich gern, daß ich verrückt bin. Sie sollen leben, Herr Doktor! — Aber eine Bitte hätte ich noch an Sie!“

Der Doktor: „Das wäre? . . .“

Der Verbrecher: „Ihr Zimmer, der Garten, die Kost gefallen mir zwar nicht übel — aber draußen in der Freiheit ist's doch noch schöner. Also: Entlassen Sie mich baldmöglichst als unheilbar, dann kann ich wieder von vorn anfangen. Ohne Dynamit halt ich's nicht lange aus, ich würde sterben vor Langeweile. Denken Sie, Doktor, es handelt sich um ein Menschenleben! . . .“

Der Doktor (wischt sich eine Thräne des Mitleids ab): „Armer Burche!“

Unbedingte.

Prinz Viktor Napoleon erklärte einem Interviewer des „Figaro“, das beste Heilmittel angesichts der Anarchie sei eine auf Plebiszit beruhende feste Regierung.

„Und wenn das Plebiszit nicht zu Ihren Gunsten ausfällt?“ fragte der Interviewer.

„Dann ist es eben keine feste Regierung. In diesem Falle muß noch einmal gewählt werden.“

„Und das wäre ein unfehlbares Heilmittel?“

„Ja wohl, für meinen Geldbeutel.“

Historisch.

Kaiser Wilhelm ging durch das Brandenburger Thor zu Berlin. Natürlich trat die Wache ins Gewehr. Der Lieutenant wollte präventiren lassen, aber der Kaiser sagte, zerstreut lächelnd:

„Bitte, lassen Sie sich nicht stören — ich ziehe Sie ruhig weiter.“

Nur zu!

„Ausöhnen will er sich!“ So rief
In Friedrichsruh der Alte.
Es glättete von seiner Stirn
Sich manche böse Falte.

Und wem verdank' ich das? Fürwahr,
Nur deshalb wird's gelingen,
Weil Herbertchen sich hat verlobt,
Zunächst den andern Dingen.

„Ausöhnen will er sich, er will
Mit Amt Herbert ergehen;
Vielleicht gar an Caprivi's Stell'
Will er den Jungen sehen.

Und wär' ich nicht berechtigt schon,
Ich würd' es selbst erproben.
Wilhelmchen zu Gefallen ging'
Ich bin, mich zu verloben.“

In Frankreich führten schauerlich einst

Die Terroristen den Besen.

Aber wie wär' es gegangen — was meinst —

Wären's Tenoristen gewesen?